



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

SASKIA DE COSTER

WIR

ROMAN  TROPEN

&

AUS DEM NIEDERLÄNDISCHEN
VON ISABEL HESSEL

ICH



Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert
vom Flämischen Literaturfonds.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Wij en ik«

bei Uitgeverij Prometheus, Amsterdam

Copyright © 2013 by Saskia de Coster

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung einer Abbildung von © Aldo Crusher

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50156-8

*»To look life in the face, always, to look life in the face.«
Virginia Woolf*

1980

WIR

Niemand kommt einfach so auf den Berg. Freunde kündigen ihren Besuch immer weit im Voraus an. Immer, ohne Ausnahme. Das ist eines der vielen ungeschriebenen Gesetze in der Siedlung auf dem Berg. Unerwarteter Besuch könnte ja sonst vor verschlossener Tür stehen, heißt es, und müsste unverrichteter Dinge abziehen, was jammerschade wäre. Die Anwohner führen eben alle ein vielbeschäftigtes Leben. In ihren Villen inmitten weiter Grünflächen, von Bäumen und mannshohen Zäunen geschützt, kommen sie zur Ruhe. Normaler Besuch kündigt sich an. Der Termin wird Wochen zuvor in einen großen, gebundenen Jahreskalender einer Bank – der Luxusausgabe für gute Anleger – eingetragen. Und für heimliche Dates weicht man auf Autobahnmotels, ferne Urlaubsorte oder Privatclubs mit Codewort aus.

Niemand kommt auf die Idee, ohne Termin, nur so zum Spaß bei einer der Villen in der reich bewaldeten Wohnsiedlung zu klingeln. Freunde tun so etwas nicht, weil Freunde sich gegenseitig respektieren. Für eine solche Rücksichtslosigkeit gibt es keinen Grund, meinen die Anwohner. Dafür braucht man auch keine Nachbar-

schaftsinitiative mit Regelkatalog. Die Männer sind stark beanspruchte Führungskräfte, die bei ihrer Arbeit schon in zu vielen Meetings sitzen, als dass sie auch noch ihre Freizeit damit verbringen wollten. Sie sind schließlich keine Arbeiter, die einem Skatclub vorsitzen oder Beamte, die nichts lieber tun, als ihre kurze, monatliche Ansprache als Schatzmeister der Blaskapelle vor dem Spiegel einzustudieren. Auch die Ehefrauen halten nichts von einem solchen Komitee. Sie müssen schon genug mit ihren Familien beraten. In ihrer Freizeit gönnen sie sich lieber mal was. Obwohl es also keinerlei formale Absprache unter den Villenbewohnern gibt, sind sie über die meisten Dinge seltsamerweise ganz einer Meinung. Stillschweigend.

Alle Arbeitskräfte, die zum Berg gehen, wissen auf die Sekunde genau, wann sie erwartet werden. Gärtner, Putzfrauen und die Damen von der Maniküre haben ihre festen Zeiten. Sogar die sonntägliche Klinkenputzerkolonne, abwechselnd schwarze Männer aus Zaire oder die Zeugen Jehovas, halten sich an den streng vorgegebenen Zeitplan in der stillen Wohngegend und kommen nur sonntags zwischen elf und zwölf vorbei. Die Afrikaner beginnen ihren Text mit einem Lächeln, bei dem sie ihre milchweißen Zähne zeigen, auf das sofort die freundliche Mitteilung folgt, man brauche bitte keine Angst zu haben, und dann preisen sie in einem Atemzug die selbstgedruckten Büchlein mit Urmythen über die Entstehungsgeschichte ihrer afrikanischen Stämme an, erbitten eine kleine Spende für ihr Theologiestudium an einer unbekanntenen oder nicht existierenden Universität im Süden Frankreichs. Ob es am kolonialen Schuldgefühl der Leute hier liegen mag oder an dem Geplapper in kindlichem Französisch, diese Schwarzen bringen durchaus einige Büchlein an den Mann. Die Zeugen Jehovas jedoch haben schon wieder eine geschlossene Haustür vor der Nase, bevor sie ihren Einleitungssatz zu Ende aufsagen können. Im Jahre 1974, als die allerersten Villen in der

Siedlung emporwachsen, hat einmal ein Universitätsprofessor einen *Wachturm* von einem Zeugen angenommen. Wenig später wurde er mitsamt seines Familienvermögens der Sekte einverleibt. Seitdem hat sich nicht ein einziger Villenbewohner auch nur den Einleitungssermon der Zeugen zu Ende angehört. Die Tür fällt mit einem vagen Wort des Danks und einem resoluten Kopfschütteln ins Schloss. Nein, man reißt bestimmt nicht für jeden Dahergelaufenen die Türen einfach sperrangelweit auf. Wozu hat man schließlich einen Spion?

Deshalb ist es für die Anwohner auch eine echte Überraschung, als wir eines Dienstagnachmittags im April 1980 durch den Hohlweg zur Siedlung spazieren, ohne dass jemand vom Berg mit unserem Besuch rechnet. Wir gehen langsam die Anhöhe hinauf. Hier passen keine zwei Wagen aneinander vorbei, so schmal ist der Weg. Aber es kommen auch keine Autos. Nicht um diese Tageszeit. An einem Dienstagnachmittag um halb drei fährt keiner aus der Siedlung in die wirkliche Welt hinein oder aus ihr heraus.

Es führen nur zwei Wege auf den Berg. Der eine beginnt im nächsten Bauernkaff als holpriger, unzählige Male ausgebesserter Flickenteppich aus Kopfsteinpflaster und Asphalt. Am Ende dieser Straße offenbart sich einem die Siedlung wie das Meer einer Horde Wasserbüffel, die über die Serengeti-Ebene getrabt ist: ein Zuhause, eine Endstation, eine Oase der Ruhe. Die andere Möglichkeit, auf den Berg zu gelangen, führt durch den Hohlweg im Wald. Eine tiefe Schneise quer durch den Wald, ein ehemaliges Flussbett, aus dem ein holpriger Asphaltweg gemacht wurde. Er beginnt im Dorf und führt ins Paradies unter den Bäumen.

Potentielle Käufer von Parzellen lassen sich mit der Weitläufigkeit der Grundstücke und dem Duft der Kiefernnadeln locken. Baugenehmigungen erteilt man hier recht großzügig. Da ist Platz für stattliche Villen mit Swimmingpool und einem Tennisplatz, weit hinten

im Garten. Sogar bei einem Pferdestall drückt der Bürgermeister gerne mal ein Auge zu.

Die Familien des Unterdorfs erinnern sich noch lebhaft daran, wie der Graf damals die Wälder und den Baugrund auf dem Berg Stück für Stück an die Belagerer da oben verkauft hat. Ihre Familien wohnen schon seit Ewigkeiten im Dorf. Ihre Vorfahren lebten schon hier, als es noch gar keinen urkundlichen Namen hatte. Bald eröffneten die emsigen Leute dort Metzgereien, Wirtshäuser und Getränkemärkte, die sie an ihre Kinder weitergaben und diese wiederum an ihre Kinder, sodass an den Ladenschildern bloß die Vornamen geändert werden müssen. Untereinander sprechen die Dorfbewohner Dialekt, einen Singsang aus sämigen Lauten und dunklen Vokalen, aus dem die Leute vom Berg nicht schlau werden. Die beiden Gruppen haben nur selten direkt miteinander zu tun. Gerüchte und gegenseitige Anschuldigungen sind ihre einzigen Berührungspunkte.

Wenn nun so ein Siedlungsprofessor herabsteigt, um etwas zu besorgen, was er auf seiner Einkaufsliste für den großen Supermarkt übersehen hat, schließen die Dorfbewohner die Reihen. In seinem Beisein tratschen sie unverständliches Zeug, Geschichten von Putzfrauen oder Gärtnern, die auf dem Berg in Schwarzarbeit den Rasen düngen und die Vogelhäuschen gefährlich hoch an Baumstämmen befestigen. Die vom Berg kaufen dann rasch ein ungesalzenes Vierkornbrot oder ein Grillhähnchen, springen in ihre Autos und sehen zu, dass sie schnell wieder auf den Berg zu ihren Familien kommen.

Über die Asphaltzunge, die aus dem Hohlweg herausrollt, gelangen wir in die erste Straße der Siedlung. Wir sehen nur eine Menschenseele an der einzigen Bushaltestelle, einem Pfosten, an dem ein sehr überschaubarer Fahrplan hängt. In einem tadellosen Vorgarten hebt ein Golden Retriever kurz den Kopf. Die Luft ist erfüllt von Kiefernduft und Pferdemit. Irgendwo im Inneren einer Villa ver-

kündet ein Radio die Nachricht vom Tod des Filmgroßmeisters Alfred Hitchcock.

An diesem ruhigen Dienstagnachmittag verkriechen sich die Hausfrauen noch ein wenig tiefer in ihrem Kokon aus gemächlicher, duseliger Langeweile. Die hochschwängere Evi Vanende-Boelens aus der Nachtegalenlaan 6 blättert in einer Zeitschrift für Inneneinrichtung. Ein paar Häuser weiter holt Ulrike Vanoverpelt-Schmidt ihr Bügelbrett aus dem Abstellraum und macht sich an den riesigen Stapel Wäsche, den ihr Mann und die drei Kinder wöchentlich anhäufen. Die Ehemänner sind noch stundenlang bei der Arbeit. Und die Kinder müssen noch eine Weile die Schulbänke drücken. Vor ein paar Jahren haben die meisten Anwohner mit dem Kinderkriegen angefangen. Die ältesten Kinder der Siedlung gehen jetzt in die erste Klasse. Und daheim warten ihre Mütter auf den Bericht vom Schultag. Nachbarin Evi hofft, möglichst bald entbinden zu können, damit sie ihre Nachmittage wieder mit Shoppen verbringen kann.

Die Leute hier befinden sich alle ungefähr in derselben Lebensphase. Sie bringen in diesem Paradies, das sie selbst entdeckt und erschlossen haben, eine neue Generation auf die Welt. Und sie halten Abstand, weil sie die Privatsphäre des anderen respektieren. Niemand kann ins Badezimmer, Wohnzimmer oder den Wintergarten seines Nachbarn hineinschauen. Nur die zahlreichen Elstern, die sehen alles.

Der Hund blickt uns nach, macht sich aber nicht die Mühe, aufzuspringen. Er bleibt einfach an seiner Kette vor der Hütte liegen, den Kopf auf den Vorderpfoten. Die frische Frühlingsluft ist trocken und trägt jedes Geräusch weit fort. Es hat seit Wochen nicht mehr geregnet. Ein paar Waldvögel, die eben noch gezwitschert haben, unterbrechen ihr Lied. Wir sind da.

Wir mustern die Villa auf der gegenüberliegenden Seite der Allee, die Nachtegalenlaan 7. Sie ist nicht zu übersehen, ein riesiges Land-

haus aus dunkelrotem Backstein mit glasierten, blauschwarzen Ziegeln auf einem sturmfesten Dach mit einem gewaltigen Schornstein. Es waren bestimmt jede Menge Zeit sowie ein solider Bauplan nötig, um diesen Kasten zu vollenden. Inmitten einer giftgrünen Rasenfläche voll Baumstümpfen, Eichen und aufgeblühten Narzissen bemüht sich das Haus um Zeitlosigkeit. Etwas anderes hätten wir von Stefaan auch nicht erwartet.

Wir überqueren die Allee. Die Flure der Villa müssen regelrechte Straßen sein, die Zimmer Ballsäle. Wir legen unseren Finger auf die runde Klingel. Irgendwo hinten im Haus schlägt Metall gegen einen Gong, erschallt ein lauter Ton.

Es dauert lange. Eine halbe Ewigkeit. Damit haben wir gerechnet. Wir kennen dieses Milieu, sind uns der Tageszeit bewusst. In einer Gegend wie dieser passiert es öfter, dass Briefträger oder Feuerwehrlente bei ihrer jährlichen Spendensammlung ein scheinbar leeres Haus vorfinden. Hinter Vorhängen oder vom Treppenabsatz aus werden sie dann von Putzfrauen beäugt, die gerade auf Knien die einzelnen Rippen der Heizkörper abstauben, oder von der Dame des Hauses, die im Frotteemantel vom Badezimmer zum Ankleideraum schlurft und durch das kleine Fenster im Flur auf sie herabspäht. Wer hier klingelt, weiß, wie lange es dauern kann, bis die Schlösser der befestigten Burgen eins nach dem anderen entriegelt sind und man einem Menschen Auge in Auge gegenübersteht.

Jetzt dauert es aber wirklich lange. Wir schellen ein zweites Mal. Der Klingelton ist sehr laut. Wir haben den weiten Weg gemacht, um Stefaan zu gratulieren. Die Vandersandens bekommen Nachwuchs, ein freudiges Ereignis, das wir mitfeiern wollen. Doch anscheinend sind wir zu spät – oder zu früh. Als wir nach dem dritten Klingeln und ewigem Warten noch immer kein Lebenszeichen vernehmen, treten wir einen Schritt zurück und suchen die Fassade nach Schatten hinter einem der vielen Fenster ab. Nichts.

Als unangemeldete Besucher verstoßen wir nun sogar gegen zwei Regeln. Wir verlassen den Weg zur Eingangstür und gehen über das Gras an den Fenstern entlang. Sieh mal einer an, da ist ja doch jemand zu Hause! In einem dunkelroten Chesterfieldsessel sitzt eine gedrungene Gestalt im Blümchenkleid. Ziemlich ungewöhnlich, dass jemand in der Siedlung im Sessel vor dem Fenster sitzt. Die Straße ist so weit weg, dass man kaum etwas vom Fenster aus sehen kann. Außerdem ist Dasitzen und auf die Straße gucken etwas für alte, gewöhnliche Frauen. Diese Sorte Frau wohnt nicht auf dem Berg.

Man sollte meinen, die Frau schrecke auf, wenn plötzlich laut ans Fenster geklopft wird, aber sie rührt sich nicht. Schwer zu sagen, ob ihre Augen geschlossen oder in ihrem fleischigen Gesicht voller Falten verschwunden sind. Ihre kurzen Beinchen reichen nicht bis auf den Boden, hängen einfach herab. Ob sie bewusstlos ist? Oder tot? Nein, tot kann sie nicht sein. Um auf eine andere Art die Aufmerksamkeit der alten, vielleicht tauben Frau auf uns zu ziehen, winken wir.

Sie winkt nicht zurück. Es kommt nicht einmal ein Kopfnicken. Haben sich ihre Augenlider gerade wie Schmetterlingsflügel bewegt, oder war es ein leichter Luftzug? Die alte Frau hängt schief im Sessel. Gerade, als wir sie für tot erklären wollen, hebt und senkt sich ihr Busen. Ein Seufzer entweicht dem Blasebalg ihres kräftigen Körpers. Ihr schwerer Kopf fällt vornüber, wird wieder zurückgehievt. Das Nicken genügt uns. Alles ist unter Kontrolle. Sie lebt, ihr Sohn lebt und hat Nachwuchs bekommen. Wir kommen später nochmal wieder.

Melanie Vandersanden-Plottier stemmt sich aus dem Möbel hoch. Gar nicht so einfach. Unter lautem Stöhnen gleitet sie vom Sesselrand, bis ihre orthopädisch verpackten Füße den Boden berühren.

Der massive Körper richtet sich auf. Melanie steht nun in voller Pracht da, keineswegs beeindruckend, eher Mitleid erregend. Stefaans Mutter ist nicht größer als einer der Rosensträucher, die im Vorgarten unter der Fensterbank aus Quaderstein die ersten Frühlingsstrahlen auf ihre zarten Knospen locken. Die kleine, klobige Frau ist genauso stachelig wie die Sträucher und mindestens ebenso schweigsam. Sie hält es nicht mehr für nötig, Kontakt zu anderen zu suchen. Melanie spricht nur, wenn sie Lust dazu hat.

Manchmal bricht es jedoch aus ihr heraus. Von Zeit zu Zeit einmal so richtig auf ihren Sohn schimpfen, dafür kann ihr überreifer Körper noch die Energie aufbringen. Sonst gibt es nur wenig auf der Welt, das sie genug interessiert, um einen Ton darüber zu verlieren. Allerdings hat sie eine ganze Palette Schimpfwörter parat. Als sie kürzlich einen geöffneten Erbsenbeutel falsch herum aus der Tiefkühltruhe holte und die grünen Dinger sich über den Küchenboden verteilten, feuerte sie eine regelrechte Schimpfkanonade ab. Auf ihren geschwollenen Knien hat sie jede einzelne Erbse vom Marmorboden gesammelt. Als auch das letzte grüne Ding auf dem Kehrblech lag, verschwand sie in den Keller. Eine Stunde später kam sie ausgeglichen wieder nach oben, hatte alle Verwünschungen aus sich herausgeschüttelt und in der Kühle bei den Lageräpfeln gelassen.

Ihre an Blindheit grenzende Sehschwäche hindert Melanie nicht daran, mit ihrem Fiat herumzutuckern. In den Kurven gibt sie Gas, fährt sicherheitshalber mitten auf der Fahrbahn statt auf der rechten Seite. So zieht Melanie ihre Spur durch Flandern. Egal, ob ihr die Polizei im Nacken sitzt, zur Not gibt sie eben extra Gas.

Man kennt sie weit und breit als alte Wetterhexe, die an allem und jedem herumnörgelt. Fairerweise erwähnen die bösen Zungen auch die mildernden Umstände für Melanies Miesepetrigkeit: die vielen Schicksalsschläge, die sie durchmachen musste. Sie selbst spricht darüber nie. Lieber ist sie wegen Sachen schlechtgelaunt, an denen

kein Menschen etwas ändern kann. Ist der Himmel bedeckt, dann nimmt sich Melanie das Recht, so sauer und vorwurfsvoll aus der Wäsche zu gucken, dass man sich als Außenstehender spontan bei ihr entschuldigt, auch wenn man keine Ahnung hat, warum. Wenn Melanie etwas absolut nicht gefällt (ein Vogelschiss auf der Fensterscheibe oder Margarine statt echter Butter), schnappt sie ein und täuscht ein paar Stunden lang völlige Taubheit vor.

Und nun stemmt sich diese Frau aus dem teuren Chesterfieldsessel ihres Sohns Stefaan und seiner Frau Mieke. Sie lässt ihren Adlerblick durch das relativ leere, viel zu große Wohnzimmer schweifen: Perserteppiche schmücken den Parkettboden, antike Möbel überbieten sich gegenseitig an Jahren, und ein Ölgemälde von einer Bäuerin, ein echter Permeke, blickt in Sonntagstracht auf die Inneneinrichtung. Was hier fehlt, sind ein paar nette Figürchen für die Gemütlichkeit, eine Vitrine zum Angeben, Kalender für das Gedächtnis und ein paar Kruzifixe für den lieben Herrgott. Aber ihr Sohn und seine Frau geben lieber Unsummen für uralte Antiquitäten aus, weil überteuertes Mobiliar nun mal in eine Villa dieses Kalibers gehört. Die Balken über ihrem Kopf stammen aus einer abgerissenen Mühle, die Miekés Vater gehört hat, Gott hab ihn selig. Das Haus ist größer als die Gemeindegemeindekirche, hat außerdem einen gigantischen Keller mit zusätzlichem Kriechkeller. Sogar die Schlafzimmer sind beheizbar, und sämtliche Fenster haben Doppelverglasung. Als ob man das alles bräuchte.

Wie dem auch sei, Melanie kennt ihren Platz. Die Mutter, die kaum zwei Worte am Stück sagt, wartet in dem stattlichen Haus ihres einzigen noch lebenden Sohnes. Er hat es weit gebracht, bis auf den Berg, hat eine Frau aus reicher Familie an der Seite. Und jetzt, mit vierzig, bekommt er sein erstes Kind. Mein Gott, wie lange die zwei dafür gebraucht haben ...

Inzwischen ist die Sonne auf die andere Seite des Hauses gewan-

dert. Melanie ist vorhin schon einmal in den Keller heruntergegangen, um sich zu beruhigen, und ist anschließend wieder in ihren teuren, aber nicht sonderlich bequemen Sessel geklettert. In der nach hinten liegenden Küche springt der Thermostat an. Melanie tut die ganze Zeit das, wofür man sie hergebeten hat: Sie wacht über das Haus.

Endlich biegt ein Taxi in die Einfahrt. Ihr Sohn Stefaan springt aus dem Wagen, klingelt kurz, schließt die Tür auf, stürmt ins Wohnzimmer, gratuliert Melanie, die jetzt Großmutter ist, und macht sogar Anstalten, ihr einen Kuss auf die Wange zu drücken. Melanie rührt sich nicht vom Fleck, gibt keinen Mucks von sich. Sie grüßt nicht einmal. Sie erkundigt sich nicht, wie es gelaufen ist, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist oder wie es Mieke geht. Sie erwähnt auch mit keiner Silbe, dass etwas oder jemand sie heute Mittag aus dem Halbschlaf geholt hat. Melanies Blick wandert durchs Wohnzimmer zurück zu ihrem Sohn. Plötzlich schnellt ein Zeigefinger aus ihrem robusten Torso hervor. Sie deutet vielsagend auf Stefaans Schuhe auf dem Perserteppich. Sie darf ihren Sohn zurechtweisen, egal, unter welchen Umständen. Ihr einziges noch lebendes Kind muss sie ihr ganzes Leben lang erziehen.

Es gibt in Westflandern nur noch eine Handvoll Leute, die sich daran erinnern, wie Melanie ihren ältesten Sohn um vier Uhr morgens zur Welt gebracht hat. Sie hatte gerade genug Zeit, sich den Kleinen mit einem Leinentuch vor die Brust zu binden, bevor sie die brüllenden Kühe von ihren prallen Eutern befreite und den Rest des Tages auf dem Feld mitarbeitete. Melanie war stärker als ein Ackergaul.

Ihr ältester Sohn hat in den ersten Lebensstunden viel feuchte Mistluft und den säuerlichen Geruch von Grütze eingeatmet. Achtzehn Jahre später hat sich Stefaan aus dem Bauernstand verabschiedet. Er hat sich hochgearbeitet, mit einem Eifer und einem Durchsetzungsvermögen, die er nicht von ungefähr hat. Jetzt, mit vierzig,

ist er erfolgreicher Manager bei einem großen Pharmaunternehmen. Er hat einen Abschluss in Medizin sowie einen MBA der Wharton University, beide Urkunden hängen an der Wand seines geräumigen Büros. Er besitzt eine Villa, die so neu ist, dass sie in der Siedlung auf dem Berg noch für Aufruhr sorgt.

Stefaan sieht todmüde aus. Seine Wangen sind aschgrau, trotzdem strahlt er. Die dunklen Augen funkeln, seine Mundwinkel reißen fast ein, so breit ist sein Lächeln. Er ist seit vierundzwanzig Stunden auf den Beinen. Nicht einfach so wach, nicht auf Stand-by wie seine Mutter. Er ist hyperaktiv wie eine Zeitansage. Vor einer Stunde war er aus der Entbindungsstation des Heilig-Herz-Krankenhauses auf die Straße gestürmt, hatte den hupenden Autos euphorisch zugewinkt, während er ein freies Taxi suchte. So etwas würde er unter normalen, nüchternen Umständen nie tun, aber das hier ist ein Weltwunder, das die Menschheit die Umweltverschmutzung, sämtliche Atomwaffen und eisernen Vorhänge mit einem Schlag vergessen lässt.

»Ja, ja, ja«, jubelt Stefaan mitten im Wohnzimmer. Er findet keine passenden Worte. »Wie einzigartig, wie unglaublich.« Das sagt er in Endlosschleife. Alle sollen an seinem unermesslichen Glück teilhaben. Außer sich vor Freude, nennt man das. Ein Mann, der die Welt umarmt und für einen Augenblick seinen dunklen Schatten vergisst. Ab heute ist das Glück auf seiner Seite. Er hat ja schon für die Rahmenbedingungen gesorgt, sich um Reichtum und sozialen Status bemüht, aber das hier ist eine neue Dimension. »Einzigartig«, wiederholt er immer wieder kopfschüttelnd.

»Jede Geburt ist einzigartig«, seufzt seine Mutter. Ihr Mund hat sich bewegt. Es sind Wörter herausgekommen. Vier Wörter. Sie hat sage und schreibe vier Wörter nacheinander gesprochen und ist noch nicht fertig: »Einzigartig in ihrer Misere.« Seine unnahbare Mutter meint wohl, ihn könne nichts aus der Fassung bringen. All

die Jahre reagierte er angemessen auf ihre Hartherzigkeit, nämlich unterwürfig, weil sie ihn zur Welt gebracht hat.

Heute hört Stefaan sie kaum. »Ein Töchterchen, Mama, es ist ein Mädchen!« Er zieht seine Mokassins aus, stellt sie in den Schuhschrank in der Waschküche und rennt ins Bügelzimmer. Im Haus wird nicht gerannt, würde Mieke rufen, wenn sie jetzt hier wäre. Hinter der Tür des Bügelzimmers stehen ein paar Kartons. Er hat sie schon vor Monaten dort abgestellt. Er trägt die Kartons hoch, in eines der sieben Schlafzimmer.

Diesen Moment hat er in seinen Träumen schon oft durchgespielt. Er geht zur Stereoanlage, sucht die richtige Kassette und spielt die passende Nummer seines großen Idols Bob Dylan ab: »Forever Young«. Seine Tochter soll immer jung bleiben. Das ist ein Widerspruch in sich: Um immer jung zu bleiben, müsste sie ja sterben. Er sperrt die Augen weit auf, aber es ist zu spät, sie füllen sich mit Tränen der Erschöpfung. Nach dieser durchwachten Nacht ist ihm gerade alles zu viel.

Im Kinderzimmer stehen eine prächtige antike Kommode für Bettwäsche und Kleidung sowie ein Kinderbett, das dreimal so viel wie seine Studiengebühren an der Universität gekostet hat. Darin hat irgendwann mal ein Königskind der Habsburger geschlafen. Auf dem Boden liegt ein schreiend bunter Teppich, lila und rote Giraffen vor weißem Hintergrund. Am Schreibtisch wird er die Schächtelchen für die Zuckermanteln falten, laut Verpackung kann man daraus kleine, kompakte Häuser aus Reisepapier bauen. Stefaan hat alles andere als schlanke Pianistenfinger. Sie taugen nicht für Origami, das vor nicht allzu langer Zeit aus dem Land der aufgehenden Sonne herübergeweht ist. Ein flämischer Bauer wie sein Vater hätte sich früher mit so etwas die Nase geschnäuzt.

Mieke hat ihm gestern Abend noch einmal klare Anweisungen gegeben. Sie hatte zwar ihre Zweifel, trotzdem schafft er es bald, eine

Schachtel mit geraden Wänden zu falten, mit einer Schleife als Dach. Ihm zittern die Finger vor Anstrengung. Er beginnt eine zweite Schachtel, dann eine dritte. Stefaan staunt, wie seine Hände zu geschickten Tänzern werden, die sich in einer perfekten Choreographie an Origami versuchen.

Aus der Tischschublade holt er einen Stift. Über genau diesen Stift hatten er und Mieke noch eine heftige Auseinandersetzung gehabt, kurz danach platzte ihre Fruchtblase. Mieke wollte etwas Gedrucktes statt seiner unleserlichen Handschrift, was eine haltlose Forderung war. Stefaan schreibt mit silberfarbener Tinte auf die Außenseiten der Schachteln: Sarah, 29.4.1980. Sarah. Ein ursprünglich jüdischer Name, den sie zusammen ausgesucht haben, der Name einer starken, lebenslustigen Frau. Das war sieben Monate ihr kleines Geheimnis. Beim Vornamen für ein Mädchen waren sie sich schnell einig. Beim Kind an sich hat Mieke lang gezweifelt. Ob sie das wirklich tun sollten. Ob sie oder die Welt tatsächlich noch ein Kind bräuchten. Es waren Zweifel, in die sich Stefaan nicht hineinversetzen konnte. Als sie sich einmal entschieden hatten, dauerte es Jahre, bis Mieke endlich schwanger wurde. Aber jetzt ist ihre Tochter eine Tatsache. Alles ist vorhanden, um ihrem Kind, mehr als jedem anderen auf der Welt, eine goldene Zukunft zu sichern.

Sarah bedeutet für ihren Vater einen Neuanfang. Als Gegenleistung verspricht er ihr seinen vollen Einsatz samt einem netten Vermögen. Materieller Besitz wird allzu leicht als Nebensächlichkeit abgetan, aber Stefaan sieht ihn als Zeichen seiner Zuneigung. Die schönsten Möbelstücke, die exklusivsten Kleidchen, die teuersten Windeln, darunter macht er's nicht. Natürlich hätte er die Schächtelchen auch von jemand anderem falten lassen können, aber das wollte er selbst tun, genauso wie er seine Tochter nicht einem Kinder mädchen in die Hände drücken will. Seine Frau wird zu Hause bleiben, um für sie zu sorgen. Alles ist bis ins kleinste Detail geregelt.

Stefaan ist euphorisch. Als Arzt weiß er, was dahintersteckt: Der Hormonhaushalt ist aus dem Gleichgewicht, die Körpertemperatur schwankt, man nimmt die Welt wie durch einen Tunnel wahr. Er gönnt sich noch einen Augenblick, um wieder zu sich zu kommen, bevor er zu seiner Mutter zurückgeht. Er schaut aus dem Fenster. Der Garten sieht gepflegt aus. Bereit für das Kind. Gestern hat er noch die letzten, aneinanderklebenden Winterblätter aus den Büschen geschüttelt. Stefaan lässt den Blick über die Schächtelchen schweifen, die wie eine kleine Reihenhaussiedlung aussehen. Sie sind die ersten Anzeichen seiner Tochter in diesem Haus. Seiner Tochter. Er ist für immer und ewig ihr Vater, sogar wenn er nicht mehr da ist. Diese einfache Logik rührt ihn. Endlich wird ihm der Vaternamen zuerkannt.

Er hat sich immer dazu ermahnt, weiterzumachen, bis er an dem Punkt angekommen ist, wo anderen Menschen schwindelig wird: der Spitze. Die meisten nehmen sich ja gar nicht vor, eines Tages eine Führungsrolle zu bekleiden, aber solche Leute gibt es. Das sind Menschen, die keine Befehle von anderen entgegennehmen, sondern sie selbst erteilen. Die mit verschränkten Armen die Welt herausfordern: Komm her, wenn du dich traust.

Stefaan Vandensanden hatte das Zeug dazu, es zu was zu bringen, auch wenn er sich als Kind vielleicht zu viel hat bieten lassen. Er beugte sich zu oft irgendwelchen Regeln und Befehlen. Wenn in der Schule einmal Helfer zum Putzen gebraucht wurden, verdrückte er sich nicht, wie alle anderen, durch die Schwingtüren auf den Spielplatz, sondern wartete oft als Einziger auf Anweisungen. Ein Klassenkamerad, der seine Hausaufgaben nicht fertigbekommen hatte, bekam die Lösungen von Stefaan geschenkt. Wollte ein aggressiver Typ jemanden vermobeln, war Stefaan gerade zufällig in der Nähe. Dass er mager und intelligent war, machte es nicht besser, denn genau solche Kinder kassierten typischerweise die Schläge. Als er

achtzehn war, starb sein Vater, und er erkannte, dass er zwei Möglichkeiten hatte: vor Trauer eingehen oder ums Überleben kämpfen. Aus dem klugen, schüchternen Bauernjungen in Holzschuhen aus einem kleinen westflämischen Dorf wurde ein respektierter Überflieger an der namhaften Universität von Löwen. Stefaan war fest entschlossen, sich – im Gegensatz zu seinem Vater – nicht aus dem Leben herausdrängen zu lassen. Er biss sich durch.

Stefaan promovierte in Medizin mit *summa cum laude* und ließ sich von dem Professor, der seine Dissertation betreute, überzeugen, für ein paar Jahre an die Wharton School of Business in Pennsylvania zu gehen. Mit diesen beiden Abschlüssen in der Tasche würden ihm alle Türen offen stehen, so der Professor. Am liebsten öffnete Stefaan jedoch selbst die Türen, und zwar die seines eigenen Betriebes. Am Tag seiner Rückkehr nach Flandern ließ er einen ganzen Stapel Visitenkarten drucken. Sein früherer Minderwertigkeitskomplex schlug in grenzenlose Kühnheit um. Stefaan musste ganz bei null anfangen, sein Konto war völlig leer. Das Geld, das er sich während des Studiums in Amerika in einer kleinen Druckerei dazuverdient hatte, schickte er nach Hause, zumindest den Teil, den er nicht brauchte, um selbst über die Runden zu kommen. Er sparte sogar am Essen, lief auch im Sommer mit Cordhosen herum, nur um seiner verwitweten Mutter etwas Geld schicken zu können. Ein seltsamer Anflug von Stolz, den Migranten in der Fremde nur allzu gut kennen. In der Druckerei kramte er selbst mit tintenschwarzer Hand in der Hosentasche nach Dimes, um sie in die Sammelbüchse für eine neue Schule für Amish-Kinder prasseln zu lassen. Als er sein Studium beendet hatte, war damit Schluss. Jetzt war seine Zeit gekommen. Er würde seine eigene Firma gründen und brauchte jeden einzelnen Cent für sein neues Labor. Er kehrte nach Flandern zurück, wo alles beginnen sollte.

Es ist schon komisch, wie ein Ziel geradewegs auf einen zu-

kommt, sobald man es klar im Visier hat. Überall traf Stefaan auf Geschäftsführer, Leute aus dem Pharmabereich und Investoren. Bei der kleinsten Gelegenheit fischte der 28-Jährige eine seiner goldumrandeten Visitenkarten aus der Brieftasche. Er sprach mutige Unternehmer an, die gern den Geldgeber spielten, lud sie zu ausgedehnten Geschäftsessen ein. Beim Aperitif erzählte er ungeniert von seinen Plänen. Er kannte die Regeln der Marketingjungs der Managerschmiede Vlerick, die in Flandern immer mehr Einfluss gewannen. Diese schrieben vor, erst lang und breit über Weine zu palavern, über das Napa Valley oder Golfanlagen. Er brach diese Regeln mit Vergnügen und mit Erfolg. Stefaan gab nichts auf das ungeschriebene Gesetz, dass man erst über dies und das reden müsse, obwohl beide Parteien genau wussten, dass sie im Comme Chez Soi zusammengekommen waren, um knallharte Deals zu schließen. Geschäftspartner, die nicht auf seiner Wellenlänge lagen, würden eh keine ernsthaften Investoren werden. Die ersten drei Termine, bei denen Stefaan gleich mit Schwung und Begeisterung loslegte, dauerten im Schnitt zweieinhalb Stunden. Bei den drei folgenden Treffen schaffte er es, mehr Geld lockerzumachen, als er je für möglich gehalten hätte. Er brauchte den Investoren nicht einmal die Pistole auf die Brust zu setzen oder diese Tricks anzuwenden.

Stefaan hatte einen ziemlich großenwahnsinnigen und noch recht vagen Plan für das Labor, das er aus dem Boden stampfen wollte. Dr. Paul Janssen von Janssen Pharmazeutika hatte es ihm vorgebracht: sofort nach dem Studienabschluss als Arzt einen eigenen Betrieb gründen, ein neues Medikament entwickeln, auf den Markt bringen und möglichst flächendeckend dafür werben. Stefaan war sich seiner intellektuellen Fähigkeiten bewusst. Mit seinen Kenntnissen konnte er in Flandern ein Wissensmonopol aufbauen und nutzbar machen. Viele große Industriebetriebe hatten selbst nicht genug Knowhow oder ihre Fachkräfte seit Jahren nicht mehr ordent-

lich fortgebildet. In genau diese Marktlücke wollte Stefaan stoßen. Er spürte bei jedem Termin, wie die Herren im Anzug sich immer faszinierter vorbeugten und eindringlicher über das, was man füreinander tun konnte, zu flüstern anfangen, bis Stefaan sie sich – es waren dreimal tadellos gekleidete, birnenförmige Fünfundzwanzigjährige mit Manschettenknöpfen an ihren steifgebügelten Hemden – fast vom Schoß schieben musste.

Weil die ersten drei Treffen ein solcher Erfolg waren, setzte er größte Zuversicht in die vierte Begegnung. Selbst wenn keine spektakuläre Zusage dabei herauskommen sollte, konnte das Ganze eigentlich nicht mehr schiefgehen. Doch er hatte seine Rechnung ohne das Arschloch von viertem Investor gemacht, dessen bester Freund Geschäftsführer eines großen Pharmaunternehmens war. Der Mann ließ über eineinhalb Stunden auf sich warten. Reine Schikane, das war Stefaan klar, der sich seelenruhig ein zweites Brötchen schmierte. Eine weitere Stunde und fünf Ich-warte-auf-jemanden später zahlte er beim Ober die Rechnung und trollte sich. Der Freund des Investors hatte keine Lust auf einen überambitionierten kleinen Doktor, der gerade seinen Abschluss in Wharton gemacht hatte und nun sein eigenes, unabhängiges Labor gründen wollte.

Am nächsten Tag ließ ihm besagtes Pharmaunternehmen über einen Rechtsanwalt mitteilen, Stefaan habe seine Gründungsabsichten augenblicklich einzustellen. Der Anwalt drohte damit, ihm die ganze Zukunft zu verbauen, indem man ihm einen Prozess anhängen werde, den er finanziell nicht überleben würde. Innerhalb von fünf Stunden gab ihm ein Investor nach dem anderen zu verstehen, er zöge sich zurück. Rasend vor Wut, aber fest entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen, zog Stefaan zum Hauptquartier dieses despotischen Pharmaunternehmens. Er bekam einen Termin beim großen Chef, beeindruckte ihn mit seinen Diplomen und seinem Wissen und spazierte mit einem Job zu einem Topgehalt hinaus.

Wieder zurück in Belgien, waren seine ersten Jahre eine einzige Plackerei, und ab und zu griff er auch noch seiner Mutter unter die Arme. Melanie wollte den Hof verkaufen und vom Erlös einen Bungalow bauen. Sie konnte den Anblick des hohen hölzernen Kreuzbalkens, an dem ein Seil mit ihrem Mann gehangen hatte, nach so vielen Jahren nicht mehr ertragen. Für die öffentliche Versteigerung seines Elternhauses ging Stefaan zum piekfeinen Notariat in der Steenstraat in Brügge. Er trug ein knappes, schwarzes Sakko, das er schon zum Begräbnis seines Vaters angehabt hatte. Er drückte die Tür des Notariats auf, lauschte jedem seiner Schritte in der mit Eichenholz getäfelten Halle und ging zu einem Zimmer mit halb geöffneter Tür hinüber. In grenzenlosem Desinteresse bequemte die Frau, die da saß, sich erst nach geschlagenen fünf Minuten, von ihrer klappernden Schreibmaschinentastatur aufzuschauen, um ihn herablassend zu mustern, als stünde ein dreckiger Ochse vor ihr. Er lächelte sie an, mehr fiel ihm so schnell nicht ein. Das Sakko knarzte, als er Mieke De Kinder seine Akte überreichte. In seiner Erinnerung trug sie etwas Strenges, Dunkles, aber laut Mieke stimmt das nicht. Das mit dem herablassenden Blick ist möglicherweise wahr, denn ihre Mundwinkel hängen automatisch nach unten, wenn sie sich konzentriert. Und ohne dass auch nur ein Wort gefallen war, wusste sie, dass dieser Mann sie wie all die anderen für die Sekretärin des Notars hielt. Vielleicht blickte sie ihn auch deshalb unbewusst an, als wollte sie ihm eine Tracht Prügel verpassen.

Nach dem ersten kurzen Gespräch sah sie ihn jedoch mit anderen Augen, sollte Mieke ihm später erzählen, als sie schon eine halbe Ewigkeit verheiratet waren. Sie sah danach nicht mehr einen dreckigen Ochsen, sondern einen Mann mit aufgewecktem Blick, einen ernsten Typen mit pechschwarzem Stoppelhaar (keine ungewaschene Hippiefrisur) und ehrlichem Lächeln. Ein gutherziger, mysteriöser Mann, den ein Hauch von Melancholie umgab, was aber

auch ein Zeichen von echtem Tiefgang sein konnte. Die Sorte Mann, die ihre eigene Anziehungskraft nicht kennt. Doch von Liebe auf den ersten Blick zu sprechen wäre übertrieben. In dem schönen, eichenholzgetäfelten 18.-Jahrhundert-Büro des Notars regte sich etwas viel Aufregenderes als ein flüchtiger Schmetterling der Verliebtheit, der um sie herumflatterte. Wer sich ihr da auf dem Silbertablett einer banalen Versteigerung präsentierte, war ihr zukünftiger Ehemann, obwohl sie mit ihm noch alle Hände voll zu tun haben würde. Das schreckte sie keineswegs ab. Sie sah ein Projekt, auf das sie sich mit vollem Elan und der Präzision, die ihr eigen war, stürzen würde. Sie sah die rohen Fundamente eines Mannes, den sie sich entsprechend ihrer Vorstellung vom idealen Ehemann zurechtbiegen konnte.

Bis die beiden ein Paar wurden, musste noch viel geschehen, aber dass der Hof, auf dem er achtzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte, recht lukrativ verhökert werden konnte, war sicher ausschlaggebend dafür, dass Stefaan und Mieke sich zum ersten Mal in die Augen sahen. Zur ersten Verabredung nahm sie noch ihre beste Freundin Elvira mit, beim zweiten Mal sagte Mieke jedoch mit belegter Stimme, sie brauche keine Anstandsdame. Und immer wenn er das Gefühl hatte, sie habe ihm nun höflich genug klarzumachen versucht, dass er sich keine Mühe mehr zu geben bräuchte, immer, wenn er überzeugt war, sie werde ihn bei ihrer nächsten Verabredung wegschicken, nickte sie begeistert und schlug selbst einen Konzertbesuch oder eine Ausstellung vor.

Mieke bewunderte Stefaan, weil er so untypisch war, so bescheiden und beharrlich zugleich, so authentisch und unmännlich, voller Selbstvertrauen und ungreifbar. Das sagte sie wörtlich. Er ließ die zweifelhaften Komplimente über sich ergehen und lächelte. Obwohl er über Umwege erfahren hatte, dass sie aus einer verdammt reichen Familie stammte und ganz sicher nicht seine Liga war, ließ

er nicht locker. Für alles gab es eine Zeit und einen Ort, und jetzt war sein Moment gekommen, Bahn frei für die Liebe seines Lebens. Als sich zeigte, dass ihre Familie ihn sogar mit offenen Armen empfing, stand ihrer Hochzeit nichts weiter im Wege. Mehr als zehn Jahre später sind sie die stolzen Eltern von Sarah, nachdem Stefaan die Hoffnung auf ein Kind fast aufgegeben hatte.

Stefaan pfiemelt eine Zuckermandel aus der Schachtel und legt sie sich auf die Zunge. Der Zucker schmilzt. Er lässt sich auf alle viere nieder. So ist er klein genug, um unter den Tisch zu passen. Als Junge versteckte er sich gern unter dem Küchentisch. Das ist eine seiner frühesten Kindheitserinnerungen: er unter dem massiven Tisch, über ihm seine Mutter, die die Baumwollwindel seines Bruders wechselte. Er sah das wettergegerbte Gesicht seiner Mutter, hörte das Kreischen des Säuglings, bis es an der Brust seiner Mutter erstickt wurde. Stefaan legt sich flach auf den Bauch, buchstäblich auf Augenhöhe seiner Tochter. So wird seine Sarah durchs Haus krabbeln. Sie wird ihre flaumigen Bäckchen an die Gegenstände im Haus pressen, um so die Grenzen der Dinge und des Raums kennenzulernen und sich mit ihrer Umgebung vertraut zu machen.

Unten läutet das Telefon. Ist Mieke aus ihrem komatösen Schlaf aufgewacht? Stefaan, der versucht schnell aufzustehen, knallt mit dem Hinterkopf an die Unterseite der Tischplatte. Er lacht über seine eigene Ungeschicktheit. Er spürt den Schmerz nicht einmal. Als er im Flur den Hörer von der Gabel nimmt und das aufdringliche Klingeln beendet, ertönt eine Bassstimme, die ihm zwar bekannt vorkommt, die er aber nicht sofort zuordnen kann. Vielleicht liegt das an der Müdigkeit, oder daran, dass der Mann zu einer anderen Welt als der neugeborener Babys gehört. Erst gegen Ende der Glückwünsche erkennt er die Stimme von Fernand Berkvens. Berkvens und er haben zusammen in Löwen studiert. Stefaan wurde zu seinem hervorragenden Abschluss vom Prüfungsausschuss gratuliert,

während Berkvens sich mit einem schlichten Ausreichend zufriedengeben musste. Inzwischen sind sie Kollegen. Berkvens wohnt im Dorf, Stefaan auf dem Berg.

Sie hatten sich auf denselben Posten als Forschungs- und Entwicklungsleiter beworben. Berkvens Frau meint, es sei ein prächtiges Kind, hört Stefaan im Hintergrund. Sie ist Krankenschwester auf der Entbindungsstation des Heilig-Herz-Krankenhauses. Gilt für Krankenschwestern keine Schweigepflicht? Stefaan hätte die guten Neuigkeiten den Kollegen lieber selbst verkündet.

»Ein Mädchen! Darauf müssen wir anstoßen«, sagt Berkvens.

»Anstoßen ...?«, wiederholt Stefaan. Ihm ist klar, wie distanziert er klingt. Stefaan findet es wichtig, Beruf und Privates strikt voneinander zu trennen. Diese Grenze bewacht er streng.

Seine Mutter hat sich aus dem Sessel erhoben und neben ihn gestellt. Sie nimmt einen Staublappen aus ihrer Schürze und reibt damit über das Schellacktelefon mit der elfenbeinernen Drehscheibe, einem Erbstück von Miekens Eltern.

»Na bei einem Bierchen in der Kneipe, natürlich. Um die Geburt deiner Tochter zu feiern!«, meint Kollege Berkvens.

»Ein Bier«, wiederholt Stefaan.

Berkvens weiß eigentlich, dass Stefaan kein Bier trinkt. Schon früher nicht, noch bevor er begriffen hatte, dass Bier etwas fürs gemeine Volk ist. Diese schalen Bläschen, der bittere Geschmack, damit konnte er nichts anfangen. Bei seinem Studentenjob in der Druckerei trank er nach der Arbeit lieber mehrere Gläser grellgelbe Limonade.

»Ich weiß nicht«, sagt Stefaan. »Ich weiß nicht, ob ich Zeit habe, etwas trinken zu gehen.«

Hinter ihm geistert seine Mutter herum. Sie hat feste Prinzipien, immer schon gehabt. So lässt sie nicht zu, dass in ihrer Anwesenheit auch nur ein Tropfen Alkohol getrunken wird, ganz egal zu wel-

chem Anlass. Sie ist im Alleingang die größte Antialkoholbrigade Flanderns. Sie urteilt gnadenlos über den ach so anständigen Flamen, der Frau und Kinder mit zehn Bieren intus quietschvergnügt nach Hause fährt: So einer gehört an den Pranger! Ihrer Theorie nach wirkt Alkohol nicht nur betäubend, er ist auch extrem schädlich für die Leber. »Ein Gläschen? Für die Leber ist es das Gleiche, als ob sie ein Kilo Schokolade abbauen müsste. Da braucht man nur Doktor Verastenhoven fragen.«

»Der ist doch tot?« »Eben, der Alkohol ...«

Das letzte Mal, dass seine Mutter in der Öffentlichkeit getrunken hat, war während des Leichenschmauses für ihren Mann André. Sie hatte für achtunddreißig Personen, den Pastor, seine Nonnen, ihre stocktauben Freundinnen vom Seniorenverein und die Verwandtschaft eine Mahlzeit bestellt und bezahlt, und zwar inklusive Getränken. Also hat sie überall die Reste aus den Aperitif-, Wein-, Bier- und Schnapsgläsern getrunken. Zunächst fiel ihre übliche Schweigsamkeit nicht weiter auf. Ihren Gästen begann erst etwas zu schwanen, als sie die halbe gefüllte Birne zur Wachtel in ihren Ausschnitt fallen ließ und sich, nachdem sie den letzten Eierlikör ausgelöffelt hatte, ins Gebüsch bei den Hühnern hinter dem Restaurant übergab.

»Das müssen die Kartoffeln gewesen sein«, erklärte sie, während sie nach Luft schnappte. »Da war eine grüne dabei. Das bekommt mir gar nicht.« Ihr zufolge wurde das Lokal überhaupt von einem Haufen Betrügern betrieben, die ihre schmutzigen Kinder in Windeln durchs Restaurant laufen ließen, was ihrer Meinung nach mit hineingespielt hatte.

Als Stefaan vorsichtig meinte, es könnte auch am Alkohol gelegen haben, leugnete sie in allen Tonlagen, um fünf Minuten später in einer Ausnüchterungstirade hinzuzufügen: »Marie Brizard, Anislikör, ich bitte dich ... wer trinkt so was heutzutage noch? Höchs-

tens irgendeine Putzfrau, die sich mit vergessenen Flaschen, um die sich keiner mehr schert, eine Abhängigkeit züchtet. Aber sonst?«

Stefaan sieht, wie seine Mutter Grimassen schneidet. Sie will herausbekommen, wer am anderen Ende der Leitung ist. Er möchte das Telefonat mit Berkvens beenden und sagt: »Ein andermal.«

»Ein andermal also«, antwortet Kollege Berkvens. »Wir gehen ein andermal anstoßen. Ich werd's nicht vergessen.«

Stefaan hängt ein. Gut, dass er keinen trinken gehen muss. Zeit hat er nicht und Lust noch weniger. In keiner der beiden Dorfkneipen hat er sich je blicken lassen. Es gibt Wichtigeres, als in einer Trinkhalle abzuhängen, wenn man gerade die schönste Tochter der Menschheitsgeschichte bekommen hat.

»Wie geht's dir, Mutter? War es nicht zu anstrengend?« Er widmet seiner chronisch unzufriedenen Mutter kurz Aufmerksamkeit.

Sie brummt irgendetwas. Sie scheint sich permanent über ihn zu ärgern. Ihre Vorwürfe sind durchaus unterschiedlich, aber sie speisen sich alle aus demselben unterirdischen Vorrat an Schuld und Kummer.

»Niemanden gesehen oder gehört?«, erkundigt er sich.

»Nein«, herrscht sie ihn an. »Da du jetzt eine Tochter hast, wirst du dich nun anständig benehmen und glücklich sein?«

Stefaan ignoriert die bissige Bemerkung. »Ich packe nur ein paar Schachteln Zuckermanteln, ein Nachthemd und ein paar Handtücher ein und fahre zurück zum Krankenhaus«, sagt er. »Aber ich bringe ein kleines Geschenk mit, du wirst dich freuen.«

Langsam vergehen die Stunden. Als Melanie aufsteht, kracht es in ihren steifen Gelenken. In der Küche bestreicht sie einen halben Honigkuchen mit Rahmbutter. Sie erlaubt sich, ihn im Sessel aufzuessen, eine kleine Nascherei, die hoffentlich nicht zu viele Krümel macht. Nach einer geraumen Weile schreckt Melanie mit einem

Ruck hoch, der durch ihr Doppelkinn fährt. Stefaan scheint gar nicht lang weg gewesen zu sein, auch wenn sie im Schlaf die Zeit um sich herum vergessen hat. Ihr Mund fühlt sich klebrig wie eine Honigwabe an. Ihr Hausarzt hat ihr schon vor acht Jahren gesagt, dass sie nicht genug Wasser trinkt. Inzwischen ist er selbst gestorben.

Ihr Sohn trägt einen Koffer herein. Er öffnet den Reißverschluss, holt eine Videokamera aus dem wattierten Deckel. Melanie hält den Atem an. Soll das etwa ihr Geschenk sein? Es ist ein klobiges Monster aus Metall, mit einem großen, runden Auge.

»Möchtest du sie einmal sehen?«, fragt Stefaan.

Er hält die Kamera in den Armen wie ein Kind. Sie war unglaublich teuer, das ist genau der Grund, weshalb Stefaan sie angeschafft hat. Stefaan will für seine Tochter Geld ausgeben. Er brennt darauf, die Szene, die er mit eigenen Augen durch die Kameralinse verfolgt hat, abzuspielen. Sie sich mit seiner Mutter anzusehen. Für die Option, die Bilder mittels eines Kabels zum Fernseher übertragen zu können, hat er tüchtig draufgezahlt.

»Erzähl mir bitte nicht ...«, sagt sie. Sie verschiebt ihren Körperschwerpunkt und hebt die rechte Pobacke an. Plötzlich ertönt ein Knall. Vor lauter Taubheit hört sie ihre eigenen Fürze nicht. Mit beiden Händen hält sie sich an den Armlehnen fest, als wolle ihr Körper davonwehen, verlöre aber den Kampf gegen die Fliehkraft. Sie holt Luft, bis in die tiefsten Minenschächte ihres Körpers hinein. Die Hand, mit der sie gerade herumgefuchelt hat, landet auf ihrem Busen, die andere zeigt auf den plumpen Apparat, den Stefaan in den Armen wiegt. Gleich kommt wieder eine ihrer Tiraden. »Erzähl mir bloß nicht, dass da die Geburt drauf ist?« Melanie steht kurz vor einer Ohnmacht.

»Doch, doch«, bestätigt Stefaan begeistert. Er kniet sich neben den Fernsehtisch und versucht, die Kamera an das Gerät anzuschließen.

»Was lassen die sich eigentlich noch einfallen?«, spuckt Melanie

noch eine Handvoll Wörter aus. Ihre ungewöhnliche Gesprächigkeit gilt einem gezielten Anschlag auf die Moderne. »Egal, wo man heutzutage geht oder steht, überall sieht man nur Nackte. So ein kleines Ding, tja, das kann ja nichts dafür, dass es im Adamskostüm zur Welt kommt, aber ich will deine Frau nicht in ihrer ganzen Pracht sehen, nein danke. Das ist heutzutage ja eine richtige Plage: Werbung für einen neuen Kachelofen, zack, da setzen wir eine nackte Frau daneben. Klar, dass man dann besser einheizen kann. Wer würde so nackt nicht das Frösteln kriegen? Oder gestern, in der Zeitung ... Das soll Theater sein? Sich bis aufs letzte Hemd ausziehen, wo alle zugucken. Ganz zu schweigen von der modernen Kunst von heute! Alles billige Ausreden, um Schweinereien zu zeigen. Der Typ und seine Hure mit den nackten Brüsten, gemeinsam als Skulptur. Und wir sollen das dann schön finden? Platt, billig, vulgär, einfach ungeheuerlich, das ist meine Meinung. Halt mich ruhig für altmodisch, aber das ist die reine Wahrheit.« Mit einem Mal verstummt sie, ihre Worte schweben im Raum. Bis, quasi zum Abschluss, abermals ein Furz durchs Zimmer knallt. Stefaan kniet noch immer am Boden, er sucht ein System im Kabelsalat.

»Lass nur, ich brauch das alles nicht zu sehen.« Melanie drückt sich aus dem Sessel hoch und eiert zum Keller. Sie taumelt wie eine angeschossene Gans. Seit ihrer zweiten Thrombose hat sie Schwierigkeiten mit dem Aufrechtgehen. Im Keller stehen Töpfe, Pfannen und ein großer Konservenvorrat. Dort liegen auch Lageräpfel, die ein Bauer mit seiner altmodischen Schubkarre in der Siedlung verkauft, in Säcken zu zehn Kilo. Im Winter wie im Sommer ist es im Keller angenehm kühl.

Auf dem Herd in der Küche steht ein Topf mit Suppe, der auf die Rückkehr der Bewohner wartet. Man muss schon sagen, Stefaans Mutter versteht etwas vom Kochen. Jedenfalls von Hausmannskost wie Frikadellen in Tomatensauce, Kaninchen mit Pflaumen oder

Pudding mit Spekulatiusstückchen. Er probiert einen Löffel, um seiner Mutter nachher ein Kompliment machen zu können, wenn sie wieder aus ihrem Schutzkeller heraufkommt. Die Suppe schmeckt nach fast nichts. Der Mangel an Würze verrät ihre Nervosität wegen der Geburt ihres ersten Enkelkindes. Er wird nichts zur Suppe sagen, sonst müsste er ehrlich sein. So ist er: Lügen kann er nicht, schweigen schon.

Mieke kann auch schweigen. Als sie nach zwei Monaten merkte, dass sie schwanger war, hat sie ihr großes Geheimnis nicht sofort mit Stefaan geteilt, obwohl sie wusste, wie sehr er sich ein Kind wünschte. Das hat er nie wirklich begriffen. Er war deswegen einen Tick beleidigt, aber als Arzt weiß er ja, dass eine Frau während der Schwangerschaft nicht sie selbst ist. Ihre Hormone spielen verrückt. Mieke hat ihm später erzählt, dass sie noch genau weiß, wann ihr der Verstand, nicht nur die anschwellenden Brüste, einflüsterte, dass sie schwanger war. Als sie den Radiobericht von den zwei ostdeutschen Familien hörte, die mit einem selbstgebauten Heißluftballon in den Westen geflohen waren, fragte sie sich, ob sie überhaupt das Recht hatten, ein Kind in diese Welt hineinzudrängen. Bevor du dich verisehst, breitet sich die Diktatur hinter dem Eisernen Vorhang bis zur Nordsee aus, und wohin sollten sie dann mit einem kleinen Kind fliehen, ohne Ballon?

Stefaan hatte nie den geringsten Zweifel. Es ist ihre Aufgabe, das Kind gut auszustatten, damit es dem Leben gewachsen ist. Ein gemeinsames Kind, das braucht er, um sich komplett zu fühlen. Er hört sich selbst noch alle möglichen Argumente auffahren: Es ist eine Selbstverständlichkeit, wir werden ja so glücklich sein. Du wirst dich dadurch erst ganz als Frau fühlen. Das ist die Krönung unserer Ehe. Trotz allem blieb Mieke unsicher. Sie nahm das A-Wort nicht in den Mund, aber er spürte, dass sie darüber nachdachte. Eines Tages wurde er wütend, entsetzlich wütend, und fing an, von Kinds-

mord zu sprechen. Er wäre fast aus der Haut gefahren, als sie behauptete, da stecke mehr dahinter, das sei nicht mehr normal, wie sehr er sich ein Kind wünsche. »Kinderlose Leute sind traurige Leute«, zitierte er listig ihren Vater. Er kannte ihre Schwachstelle. Ihr Vater hatte es ihnen eingeschärft, kurz nachdem sie geheiratet hatten. Ein paar Jahre später starb er an einem Herzinfarkt. Für Miekies Mutter war sein Tod eine Katastrophe, sie folgte ihm nur wenige Wochen später nach. »Ja, ich weiß: Kinderlose Leute sind traurige Leute«, jammerte Mieke. »Jetzt führt kein Weg zurück.« Damit meinte sie die erdrückende Verantwortung. In einem schwachen Moment konnte man wirklich zu sehr ins Grübeln kommen, und dann wurde man verrückt. Dann würde es nie etwas mit einem Kind.

Gemeinsam sind sie zu einer Entscheidung gekommen. Es hat Geduld und Überzeugungskraft erfordert, aber sie gewöhnte sich an den Gedanken. Einen Monat später ertappte er sie regelmäßig dabei, wie sie für ihr ungeborenes Kind sang. Ihr Körper ging auseinander und machte ihr viele Beschwerden, von Sodbrennen bis zu wahn-sinnig juckenden Brustwarzen, dicken Knöcheln und großem Schamgefühl. Dass sie ihre schlanke Linie verlieren würde, davor fürchtete sie sich am meisten. Sie schämte sich für das, was sie ihren Walfischkörper nannte, obwohl die Rundungen sie fraulicher als je zuvor machten. Sie ging nicht mehr vor die Tür, sagte sogar zum ersten Mal den halbjährlichen Kontrollgang bei den Mietern ihrer Eigentumswohnungen ab.

Zum Glück haben sie einen großen Garten, von hohen Rhododendronbüschen umgeben. In den letzten Wochen hat sich Mieke gut in der Villa verstecken können. Villen sind perfekt, um die eigene Scham zu verbergen. Ein Haus ist ein Körper um einen Körper. Ob sich das Kleine in Miekies Bauch wohl auch schämte? Eine unsinnige Frage, denn noch ist es ja allein, und Scham setzt die Anwesenheit anderer voraus. Und ein Zwilling wird es definitiv nicht.

Stefaans Mutter ist letzte Woche mit langem Gesicht vorbeigekommen, um ihr zur Seite zu stehen. Woraufhin Mieke sich beklagte, eine Gefangene in ihrem eigenen Haus zu sein. Die beiden Frauen mieden einander, so gut es ging. Mieke zufolge ist seine Mutter neidisch auf ihren Sohn. Wenn die Spannung zwischen Mieke und ihrer Schwiegermutter kaum noch auszuhalten war, verschwand Melanie in den Keller, während Mieke sich ins Schlafzimmer zurückzog, hinter geschlossenen Fensterläden, einen feuchten Lappen auf der Stirn, die geschwollenen Knöchel auf dem Bettrand hochgelegt. Sowohl im Keller als auch im Schlafzimmer war es kühl und sicher.

»So, da bin ich!« Gefasst und sogar einigermaßen gutgelaunt kommt Stefaans Mutter wieder aus der Versenkung hervor, während Stefaan immer noch am Videokabel herumnestelt. Sie hat ihren Lieblingsplatz, den Vorratskeller, aufgeräumt. Das war nötig, sagt sie.

»Da muss es sauber sein, wenn Mutter und Kind heimkommen. Auch wenn das Baby dann vielleicht noch nicht viel sieht, selbst ein Mongölchen erkennt Spinnweben. Egal, was ist, dein Haus muss sauber bleiben. Den eigenen Haushalt in Schuss halten, das ist die Basis allen Glücks, aber das versteht ein Mann nicht. Ja, auch in den Ecken und Winkeln muss es sauber sein, gerade dort.« Melanie nimmt ihre Handtasche von der Stuhllehne und klemmt sie sich unter den Arm.

»Joke muss noch fressen«, sagt sie. Joke ist ihre alte Zwergziege. Melanie wankt, an Schränken und Wänden Halt suchend, zur Garage. Ihre beige Regenjacke lässt sie im Garderobenschrank hängen. Ohne sich von ihrem Sohn zu verabschieden, zieht sie die Tür zur Garage hinter sich zu. Stefaan hat keine Ahnung, wo Melanie plötzlich die Energie herholt, aber er ist von der Kraft, mit der das Garagentor geöffnet wird, und der Geschwindigkeit, mit der Melanie

den grauen Fiat hinausfährt, beeindruckt. Er geht zur Garage, die nach Abgasen stinkt, um das Tor hinter ihr zuzuziehen.

Drei Stunden später steht Melanie hupend vor dem Garagentor. Stefaan ist gerade aus der Stadt zurück, wo er für Mieke eine Halskette von Cartier gekauft hat. Melanie hat Gelegenheit gehabt, nachzudenken. Inzwischen ist sie gekränkt, dass sie ihr erstes Enkelkind noch nicht zu Gesicht bekommen hat, weil der völlig unzuverlässige Videorekorder nicht mitmacht. »Hast du denn kein Foto?« Sie lässt sich in ihren vertrauten Sessel plumpsen. Als Stefaan ihr ein Polaroid zeigt, ist ihr erster Kommentar: »Meine Güte, die schielt ja wie ein Opossum. Also, das wird kein Spaß, sag ich dir. Am besten, du legst ihr von Anfang an das Messer links und die Gabel rechts hin.« Sie führt das Bild dicht vor ihr linkes Auge. »Sag mal, ist das da nicht ein Zeh zu viel? Nein? Na so was, oh, la, la! Dann hat das Kind ja einen ganz schön knubbeligen großen Zeh. Und diese Stirn ... Ich traue mich ja gar nicht hinzusehen, sonst schwillt sie noch mehr an. Du musst dafür sorgen, dass ihre Sachen am Hals ausgeschnitten werden. Und bloß keine Möhren geben, sie ist jetzt schon so gelb wie eine Banane. Also, schön kann man das ja nicht nennen, was? Guck nicht so sauer, kleine Babys sind nie schön, ich mein ja nur.« Sie ist nicht zu stoppen, nimmt sich den ganzen kleinen, nackten Körper vor, registriert zahlreiche Abweichungen, Makel oder Fehlbildungen. In vielen Ländern ist das so üblich: Ein Neugeborenes wird erst vollkommen lächerlich gemacht, bevor man es auf die verwirrende Welt mit ihren zahlreichen Erwartungen loslässt. Die wohlmeinende Verwandtschaft tut das, um die Aufmerksamkeit des bösen Auges von dem Kind wegzulenken.

»Und du«, herrscht sie ihren Sohn an. »Was ziehst du für ein Gesicht? Bei so einem Wonneproppen von einer Tochter, dem schönsten Kind der Welt. Ich weiß sogar schon, was Saarahchen« – sie spricht den Namen aus, als würde sie niesen – »einmal werden wird.